

# Rendezvous mit Irene

Vom Leben in einer Stadt, die plötzlich mit dem Ansturm der Natur konfrontiert wird. Und wie sich Katastrophenangst in politischen Rückenwind verwandeln kann: Aufzeichnungen eines Österreichers in New York.

Christian Fleck

S amstag, früher Vormittag, Upper East Side, Madison Avenue: Auf der Evakuierungskarte des Bürgermeisters ist dieser Teil der Stadt nicht als von Überflutung gefährdet markiert. Doch 16 Stunden bevor der Sturm die Stadt erreichen soll, ist die Straße schon ziemlich leer. Einige Taxis und Privatautos, wenige Fußgänger, doch offenkundig eine große Freude für die Jogger und Hundebesitzer, die endlich viel Platz haben. Ein wenig weiter südlich beobachten und fotografieren Touristen mehr als ein Dutzend Arbeiter, die die Auslagenscheiben von Bloomingdales, eines der großen Kaufhäuser, mit Sperrholzplatten verbarrikadieren. Fürchten die sich vor dem Wind oder Plünderungen nach einem weiträumigen Stromausfall? Armani und andere Nobelschops haben ihre Auslagen leergeäumt, an den Türen hängen Zettel „Wegen Wetters gesperrt. Wir entschuldigen uns für die Unannehmlichkeiten.“ Hinter manchen Eingangstüren liegen ein paar zierliche Sandsäcke. Die Arbeiter, die die Eingangstür des Apple Store verbarrikadieren, erhielten den Auftrag, die Holzplatten mit weißem Packpapier zu tappezieren – Adel verpflichtet.

An der südöstlichen Ecke des Central Parks trotten die Touristengruppen ein wenig desorientiert hinter ihren Fähnleinführern über den Platz. Die Parks werden später gesperrt und ab Mittag der öffentliche Verkehr – U-Bahn, Busse, Lokalbahnen – eingestellt. Die Stadt, die angeblich niemals schläft, kommt zum Stillstand. Bloß die Obdachlosen, von denen es diesen Sommer mehr auf den Straßen Manhattans zu sehen gibt, sitzen herum. Es hat ihnen wohl

niemand gesagt, dass die Stadtverwaltung Evakuierungszentren (in Manhattan mehr als ein Dutzend) eingerichtet hat, die 70.000 Leute aufnehmen können. 370.000 New Yorker waren schon am Freitag zum Verlassen ihrer Wohnungen aufgefordert wurden, weil sie im Falle eines Hurrikans der Stärke 2 oder mehr mit Überflutungen ihrer Wohngegend zu rechnen haben würden. Am Freitag hatte Irene vor Florida die Stärke 2, und schon da war klar, dass der Sturm, bis er New York erreicht, schwächer sein würde.

All das scheint wie ein Manöver der vereinigten Kräfte des nach 9/11 gegründeten Ministeriums für Homeland Security, der Nationalgarden, der Gouverneure der Ostküstenstaaten und der Bürgermeister von Philadelphia, New York und kleineren Städte. Da darf auch der Präsident nicht fehlen, der in seinem Urlaubsort mit besorgter Miene eine Stellungnahme vom Blatt liest und gleich viel weniger souverän wirkt, als wenn er das mit dem sonst üblichen Teleprompter erledigt.

Weiter im Osten Manhattans, in den Wohngebieten mit den vielen kleinen Geschäften, die von Asiaten betrieben werden, stehen lange Schlangen und decken sich mit Lebensmitteln ein. „Keine Taschenlampen mehr vorhanden“ steht auf einem handgeschriebenen Zettel an einer der Eingangstüren; Brot ist auch schon Mangelware. Auf Twitter verkündet ein Unerschrockener, dass

er gerade seinen iPod lade, sich mit ein paar Flaschen guten Weins eingedeckt habe und so den Sturm wohl gut überstehen werde. Am frühen Nachmittag verdunkelt sich der Himmel und es beginnt zu regnen, anfangs noch eher schüchtern, später dann ziemlich heftig. Doch Irene hat Verspätung: Statt Sonntag um 2 Uhr früh ist seine bzw. ihre Ankunft in New York erst für die frühen Morgenstunden zu erwarten. Ich befolge die Anweisungen meiner Vermieterin, fülle die Badewanne und alle vorhandenen Flaschen mit Wasser und mach mir einen gemütlichen Abend, gelegentlich stelle ich den Ton des Fernsehers an.

In Atlantic City wird eine Gruppe von Senioren interviewt, die sich geweigert haben, ihr



Im Auge des Hurrikans: Christian Fleck.

Foto: Furgler

## PRESSESTIMMEN

Irene, Obama und die Frage nach dem Klimawandel: Auch auf den Meinungsseiten internationaler Tageszeitungen dies- und jenseits des Atlantiks wurde am Montag Sturm-Bilanz gezogen:

### Frankfurter Rundschau

Die deutsche Zeitung würdigt das Katastrophenmanagement der US-Führung:

Der New Yorker Bürgermeister Bloomberg wollte nicht riskieren, noch einmal als Bermuda-Bürgermeister bezeichnet zu werden – so wie im vergangenen Winter, als er in der Karibik am Strand lag, während das Schneechaos seine Stadt lahmlegte. Über Präsident Obamas Kopf schwebte bei seiner Irene-Reaktion ein ähnliches Gespenst. Die Erinnerung an Hurrikan Katrina ist noch frisch, das verpatzte Katastrophenmanagement wurde George Bush im Wahlkampf schwer angelastet. So arbeiteten die beiden Männer vor-

bildlich zusammen. Die nötigen Befehle aus dem Weißen Haus wurden in Rekordzeit unterschrieben. Kein New Yorker war ohne eigenes Verschulden einer Gefahr ausgesetzt. Das neue Paradigma der US-Politik im Katastrophenschutz lautet „Lieber zu viel tun, als zu wenig“. Das ist vernünftig und richtig.



Ähnlich die Einschätzung der amerikanischen Kollegen:

Keine Frage: Der Wirbelsturm Irene hatte nicht die Dimension von Katrina, der zehntausende Häuser zerstörte und mehr als 1800 Menschen tötete. Doch ist das im Nachhinein ein Grund, die Vorsichtsmaßnahmen für überflüssig zu erklären? Man kann darüber streiten, aber die Wahrheit ist doch: Es ist besser, sich auf das Schlimmste vorzubereiten und zu hoffen, dass nichts geschieht, als danach Sorry zu sagen.



In der Ruhe nach dem Sturm: Die New Yorker Skyline erstrahlt im Licht der untergehenden Sonne, ein Pärchen vergnügt sich beim Drachensteigen am Hudson River. – War was?

Foto: Reuters

Heim zu verlassen. Eine der alten Ladies verkündet: „Ich gehe nicht weg, das ist die beste Reality Show, die du dir vorstellen kannst.“ Ein Reporter steht im Meer, das aber sonst ganz gewöhnlich aussieht und erzählt, was alle ohnehin schon wissen. Der New Yorker Bürgermeister Michael Bloomberg gibt seine x-te Pressekonferenz und verkündet, dass ihm gleich ist, welche Nummer der Hurrikan nun hat: „We are prepared.“ Er will angeblich noch mehr werden als Bürgermeister.

Sonntagmorgen: Es regnet immer noch sehr stark, der Wind rüttelt an den Fenstern, aber der Strom ist nicht ausgefallen. Beim Frühstück schaue ich fern. Die Stars von CNN, John King, Anderson Cooper & Co., stehen irgendwo im Freien, die Linsen der Kameras sind mit Regentropfen übersät, der Sturm bläst in die Mikros und sie erzählen uns, dass Irene nur noch ein tropischer Sturm sei. Im Hintergrund sieht man „storm watchers“, die ihre Regentropfen vom Wind aufblasen lassen. In der Lower East Side sind ein paar Linden umgefallen, was angesichts der spärlichen Tiefe, die den Wurzeln zur Verfügung gestellt wurde, nicht weiter wundert.

Alle am Manöver Beteiligten belobigen sich. Eine Stadt, in der Natur nur in artifizierter Form erfahrbar ist, hat es dank der Weitsicht ihrer Verantwortlichen geschafft, den Besuch von Irene zu einem Erfolg werden zu lassen. Das Erdbeben, das Anfang der Woche auch New Yorks Wolkenkratzer zum Schwanken brachte,

hätte sich halt rechtzeitig anmelden müssen, dann hätte man auch dieses in eine „We are prepared“-Show einbauen können. Bloomberg hat sich für größere Aufgaben qualifiziert. Wenn er Samstagmittag verlaublich hätte, der heraufziehende Sturm werde weniger heftig sein, als man befürcht-

ten musste, hätte er wie ein Verlierer gewirkt. Das ist das Letzte, als das ein ehrgeiziger Politiker erscheinen will.

CHRISTIAN FLECK, Soziologe an der Universität Graz, machte auf der Rückreise von einer Fachtagung in Las Vegas am Wochenende in New York Station.

PAUL LENDVAI

## Über die Führungsschwäche



In der Dauerkrise der Weltwirtschaft ist die Maxime des großen Philosophen Karl Popper mehr denn je gültig,

wonach wir, weil „die offene Zukunft unabsehbare und moralisch gänzlich verschiedene Möglichkeiten“ für uns bereithält, nicht die Frage in den Mittelpunkt stellen sollten, „Was wird kommen?“, sondern die Frage: „Was sollen wir tun?“

Die Führungsqualität der Politiker bleibt gerade deshalb in einer vernetzten Welt nach wie vor ein viel diskutiertes Thema. Politologen und Historiker meinten, Führungskrise sei die Folge der Mittelmäßigkeit oder Unverantwortlichkeit der Machthaber. Barbara Tuchman schrieb in ihrem berühmten Buch über *Die Torheit der Regierenden*: „Von Torheit kann man erst dort sprechen, wo uneinsichtig an einer Politik festgehalten wird, die nachweislich unwirksam ist oder direkt gegen die eigenen Zielen arbeitet.“

Die Weltwirtschaft ist aus den Fugen geraten, und weltweite Umfragen bestätigen das Misstrauen der eigenen Bevölkerung gegenüber der jeweiligen politischen Elite. Besonders unheimlich wirkt die gleichzeitige Vertrauenskrise, wenn es sich um solche demokratisch regierten Schlüsselstaaten handelt wie die USA, Deutschland und Japan. Zweieinhalb Jahre nach seiner Wahl läuft Barack Obama, der erste afroamerikanische Präsident in der Geschichte der Vereinigten Staaten, Gefahr, ein „one-term president“ zu werden, ein Versager, der durch sein Zaudern und Zögern die Unterstützung der städtischen Liberalen, der Arbeiter, der schwarzen und hispanischen Amerikaner, der Umweltschützer und der Jun-

gen bei der Wahl im November 2008 weitgehend verloren hat. Der 50-jährige Obama ist nicht mehr die Lichtgestalt bei dem erhofften Aufbruch in eine neue Zeit, sondern ein Politiker, der durch seinen Zick-Zack-Kurs und durch faule Kompromisse in der Wirtschafts-, Finanz- und Gesellschaftspolitik die (freilich überzogenen) Erwartungen seiner Anhänger tief enttäuscht hat.

Noch schlimmer ist die Führungsschwäche in Japan, in der Demokratie mit der zweitgrößten Volkswirtschaft der Welt. Nach dem erzwungenen Rücktritt des Ministerpräsidenten Naoto Kan hat die seit zwei Jahren regierende Demokratische Partei diese Woche einen Nachfolger gewählt, der der sechste Regierungschef Japans in nur fünf Jahren ist.

Kan, der als Hoffnungsträger aus der Bürgerbewegung erst im Juni 2010 zum Ministerpräsidenten bestellt wurde, scheiterte nicht nur wegen der kritisierten Versäumnisse nach der Atomkatastrophe von Fukushima, sondern vor allem am Widerstand der eigenen Partei und der Regierungsbürokratie.

Auch die „mächtigste Frau der Welt“ (*Forbes Magazine*), nämlich die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel, ringt wegen ihres langen Zögerns in der Europa- und Wirtschaftspolitik und nach Querschüssen aus der eigenen Partei mit sinkenden Zustimmungswerten und den Folgen unbarmherziger Medienangriffe. Trotzdem betrachten die meisten ausländischen Beobachter (auch ich) die protestantische Pastorentochter aus der früheren DDR als eine Ausnahmeerscheinung in der deutschen Geschichte und als einen Glücksfall auch für das demokratische Europa. Ihr Scheitern wäre ein folgenreicherer Rückschlag mit dramatischen Folgen für die Europapolitik.